Der Dorfbann [Schluss]

Autor(en): **Auer, Grethe**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 52

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647238

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
26. Dezember
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zur Wende.

Ein Neujahrsgedicht von E. Oser.

Zwölf Monde kamen und gingen
Im Wechsel von Sorge und Glück,
Drin unsre Herzen sich fingen . . .
Und keiner kehrt jemals zurück.

Wir denken der Tage und Stunden
Mit ihrem heiteren Flug.
Wir spüren die Narben von Wunden,
Die uns ein Leiden schlug.

Wir wollen den Menschen danken,
Die uns ein Liebes beschert,
Und die, über Zeiten und Schranken,
Uns bleiben teuer und wert.

Und die uns stießen im Leben
Hart in die Sorge hinein,
Es möge ihnen vergeben,
Zur Wende vergessen sein!

Die Welt, so wirr und zerschlagen,
Blickt aus nach dem rettenden Licht.
Ob es nach dem Hoffen und Fragen
Zur Wende das Dunkel durchbricht?

Die Ernte ward uns gesegnet.
Die Schollen gaben uns Brot.
Und wieder ist helfend begegnet
Die Heimat den Brüdern in Not.

Zwölf Monde kommen gegangen.
Was birgt ihrer Tage Schoß?
Wird still manch heißes Verlangen?
Liegen die Wunden noch bloß?

Kein Mensch kann Künftiges deuten.
Nur Einer schafft das Geschick.
Uns gilt es, Altes zu reuten
Mit neuem, hoffendem Blick.

Uns gilt es, mutig zu ringen
Um alles, was gut und wahr.
So mögen die Glocken es klingen
Der Heimat ins werdende Jahr!

Der Dorfbann.

Erzählung von Grethe Auer. 5

Die Babette zog den Mund schief und antwortete: „Gutmachen? Ja, du kannst viel gutmachen! Sieh mich an! Kannst du mich wieder jung machen, daß ich noch einmal einen Schatz begehren möchte oder von einem begehrt werden? Keinem Buben hab' ich mehr trauen können, immer hab' ich denken müssen, früher oder später nimmt ihn dir doch eine weg! Du bist ja nur ein dummes Ding, und wenn eine Gewitzigtere kommt, so schiebt sie dich einfach zur Seite! Wie hätt' ich anders denken können? Ich hab' auch keine Freundin mehr gehabt, sie hätte mir doch auch nur gestohlen, was mir etwa noch hätte blühen können. Ueberall hab' ich mich geschämt und bin allein geblieben, immer hab' ich grübeln müssen, was ich wohl an mir habe, daß mich der Xaveri so hat wegwerfen können wie einen schlechten Fetzen. Und trotzdem hätte mir auch keiner mehr so gefallen wie er, er war halt meine erste Liebe, wir waren noch halbe Kinder, wie wir uns versprochen haben. Siehst du jetzt, was du getan hast? Die Adern hast du mir aufgeschnitten, seit zwölf Jahren verblut' ich daran, wenn ich nur hätte sterben können, damals im ersten Schmerz! Rede du mir noch einmal von Gutmachen! Aber jetzt will ich nicht mehr sterben, nein! Jetzt nicht, bis ich dich am Boden sehe und so steinunglücklich, wie ich bin!"

Lina war ganz bleich geworden bei diesen schrecklichen Worten, denn wirklich: so hatte sie sich die Folgen ihrer Tat nicht vorgestellt. Herrgott, mußte sie denken, was hat das arme Tier für ein Leben gehabt. Wie hat sie's nur ertragen können? Ich, wenn der Sturm uns das Dach abgedeckt hat oder wenn die Kinder krank waren und der Arzt sechzig Meilen entfernt, wie bin ich mir tapfer vorgekommen, wenn ich nicht geheult habe! Aber ich hab' ja gar nichts ausgehalten, ich bin ja durch eitel Sonne gegangen, wenn ich mich mit der da vergleiche. Alle die Jahre ohne Freude und ohne Liebe! Das ist ja eine blutige Schande für mich, ich hab' immer gedacht: der Erfolg gehört den Tüchtigen, jawohl, ja, ein schöner Erfolg! Breitere Füße hab' ich gehabt, und besser trampeln hab' ich können als die arme Häsin da, das ist der Grund von meinem Erfolg. Oh, was bin ich für ein erbärmliches, verwöhntes Geschöpf, und was hab' ich vom Leben gewußt bis heute? Die ungeheure Wahrheit von der tiefen Ungerechtigkeit alles Seins, die sie soeben erst bei Babettes Anblick zu lernen begonnen, ging ihr bei jedem anklagenden Worte schrecklicher auf. Immer tiefer sank ihr Selbstbewußtsein, sie setzte sich ganz gebrochen an den Brunnenrand, ließ den Kopf hängen und erwiderte kein einziges Sterbenswörtchen.

Babette aber, nachdem sie etwas Atem geholt und den Eindruck ihrer Worte festgestellt hatte, trat einen Schritt näher und fuhr mit neuer Erbitterung fort:

„Ich glaub's schon, daß es dich übernimmt, es hat dir halt bis jetzt noch keiner den Spiegel gezeigt! Sonst hättest du auch nicht so dumm von Gutmachen reden können. Wie willst du so etwas gutmachen? Nimm all deine vier Kinder und wirf sie in den Rhein, das macht mich nicht wieder jung und unschuldig, gibt mir das Vertrauen nicht wieder, das du zerschlagen hast. Siehst du, dir ist dein erster böser Streich gelungen und zum Guten ausgeschlagen, drum hast du Mut gehabt und dir selbst vertraut, und so ist dir auch alles Weitere gelungen. Mir ist meine erste Hoffnung fehlgegangen, das hat mich verzagt gemacht fürs ganze Leben, und so ist mir alles andere auch fehlgegangen. Siehst du jetzt, was du getan hast? Siehst du's? Siehst du's? Jawohl, gutmachen! Als ob sich das gutmachen ließe, wenn man einen vergiftet hat von oben bis unten!"

Lina fand noch immer keine Antwort. Das Mitleid quoll in ihren Augen auf, daß ihr leise die Tränen zu rinnen begannen. Eine heimliche Mahnung ihres Stolzes: „So wäre ich dann aber an ihrer Stelle doch nicht geworden, nein, ich nicht!" unterdrückte sie mit dem erschrokkenen Vorhalte: „Bilde dir doch jetzt nicht noch etwas darauf ein, daß du die gröbere Haut hast!" Sie war ganz Demut, die starkherzige Lina, sie glaubte dem Schicksal in die Werkstatt zu schauen, wie es die Menschen aufeinander schlug und die Zerbrechlichen verwarf, und sie maßte sich rein gar nichts mehr an von Verdienst oder Wert. Unterdessen hatte aber das Geschrei der Babette alle Häuser durchdrungen, und es waren Menschen zusammengelaufen von allen Seiten. Die standen nun in großem Bogen ganz um den Marktplatz herum, starrten stumm und neugierig auf die zwei Frauen am Brunnen, hätten aber um nichts in der Welt sich eingemischt in diese Angelegenheit, die ihnen völlig in den richtigen Händen zu liegen schien. Lina in ihrer Gebrochenheit und dem schmerzlichen Nachdenken über das eherne Weltgesetz merkte nun freilich gar nicht, daß sie nicht mehr allein war; aber Babette genoß den Triumph, vor einem Zuhörerkreis die Richterin spielen zu dürfen, und redete immer lauter und selbstbewußter. Ihre Leidenschaft steigerte sich zu einem wuchtigen Pathos, sie begann, große Worte zu gebrauchen, und bewies in Tönen, als wolle sie am Himmel rütteln, daß Lina ihr nicht nur das Vertrauen zu sich selbst geraubt habe, sondern obendrein und weit vernichtender das Vertrauen in Gottes Gerechtigkeit, da er doch augenscheinlich die Ruchlose ganz ungestraft dahinwandeln lasse im ungestörten Besitze ihres Raubes. Freilich, es sei noch nicht aller Tage Abend, Lina könne an ihren Kindern noch die Strafe erleben, die ihr bisher erspart geblieben sei, denn Kinder aus solcher Ehe müßten natürlich die bösen, selbstsüchtigen Herzen ihrer Eltern geerbt haben. Aber das könne noch lange dauern und mache für sie, Babette, die Sache nicht besser, denn dann, so heulte sie auf: „Dann bin ich vielleicht längst unterm Rasen und hab's nicht mehr sehen dürfen, wie das Gericht über dich kommt. Und etwas anderes, das mich trösten könnte, gibt es nicht. Denn ich muß ja sonst immer glauben, daß überhaupt kein Herrgott im Himmel sei!"

Wie die Babette nun mit diesem Trompetenstoße der Verzweiflung ihre Rede schloß, da hob Lina plötzlich den Kopf wie einer, dem eine Eingebung kommt, trocknete schnell ihre Tränen und schaute um sich. Wie sie die vielen Menschen sah, die alle mit gespannten und erstaunten Gesichtern, aber völlig kalt nach ihr blickten, da wurde sie rot und raffte sich zusammen. Dann machte sie mit der Hand ein kleines Zeichen, daß sie sprechen wolle, und sagte mit ganz klarer, lauter Stimme, so daß es ordentlich von den Häusern rings um den Platz widerhallte:

„Babette, hör! Wenn dir so viel daran liegt, mich gestraft zu sehen, so straf du mich doch! Schau, Gott hat mich vielleicht heute hierher geführt, weil er meine Strafe in deine Hand legen wollte, und jedenfalls will ich es so nehmen und mich ohne Widerrede in alles fügen, was du bestimmen wirst. Sag nur, was ich tun soll oder dir geben, oder meinetwegen schlag mich auch, ich will mich gewiß nicht wehren. Wenn du bloß wieder an Gott und seine Gerechtigkeit glauben kannst oder wenn du wenigstens nicht mir die Schuld geben willst, wenn du es nicht kannst!" Und wie Lina Hutter diese Worte sprach, ging ein kleines, trübseliges Lächeln über ihren Mund, weil ihr einfiel, daß sie ihrer Feindin eben das zu geben sich vermaß, was sie selbst einen Augenblick zuvor verloren und begraben hatte.

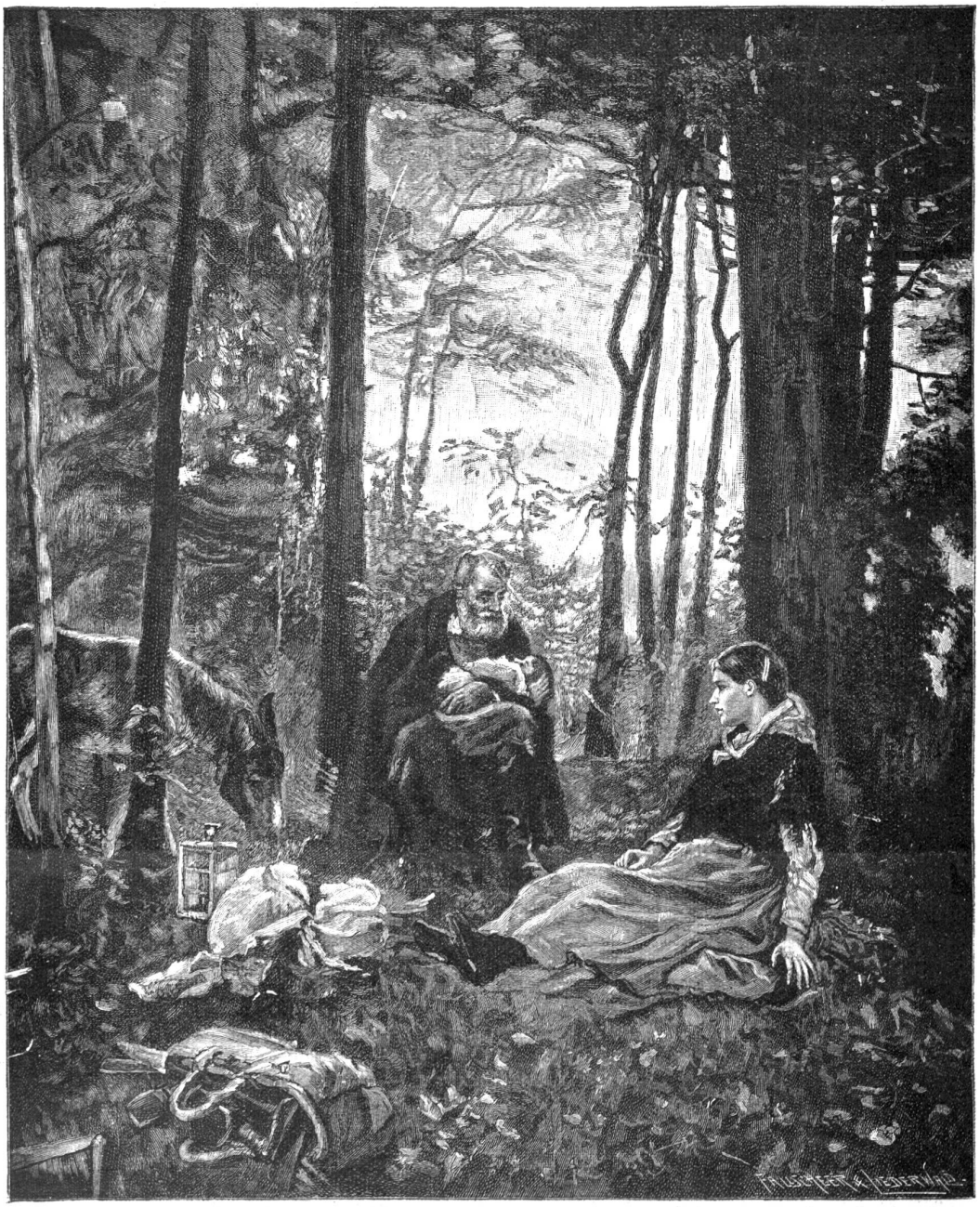
Aber nicht Babette war es, welche die erste Antwort auf diese mutige Rede gab, denn sie stand in Versteinerung und brachte fürs erste den Mund nicht mehr zu. Dafür kam in den Kreis der Zuschauer eine merkliche Bewegung. Es erhob sich ein Gemurmel, die starren Augen blickten plötzlich teilnahmsvoll, und aus einer Ecke kam sogar ein halblautes: „Bravo, Lina!" Man konnte deutlich hören, jetzt habe ein Ton aus dem Jenseits an das harte Metall dieser Herzen geschlagen, es summte leise vibrierend nach.

Und die Babette? Ja, sie war ein böses Weib geworden, und wirklich war nicht mehr viel Gottesfurcht in dieser zerstörten Seele. Aber jetzt erschrak sie doch fürchterlich. Es ist etwas anderes, einem Verbrecher zu sagen: „Du Kerl müßtest erschossen werden!" oder selbst die Pistole auf ihn abzudrücken, und Gerechtigkeit ist leichter angerufen als geübt. Die Babette rang nach Luft, als ob sie brausende Wasser über sich fühlte. Drei Sekunden lang durchraste sie alle Taumel wollüstiger Grausamkeit, sie sah ihre Feindin in ihren Händen zucken, sie riß ihr die Haare, die Augen aus, zerkratzte ihr Brust und Gesicht — und erwachte aus dieser Raserei mit dem elendsten Gefühl der Machtlosigkeit und Dummheit. Noch überlegte sie, ob sie nicht wenigstens einen Vorteil bei der Sache herausschlagen könne, viel, viel Geld oder sonst etwas Großes, aber nicht einmal das konnte sie. Die Erkenntnis der Nutzlosigkeit solcher Vergeltung stand zu überzeugend vor ihr, ihr Leben war verpfuscht und verfahren, daran konnte keine Rache mehr etwas ändern. Sie bäumte sich auf, wie von Schmerzen gefoltert, sie weinte laut heraus, und, indem sie sich abkehrte und ganz zerschlagen an das andere Ende des Brunnens setzte, bellte sie jammervoll und hilflos nur die paar Worte hervor: „Das kann man halt nicht."

Lina Hutter ging mit festen Schritten näher zu ihr hin und sagte ruhig, ohne jegliche Herausforderung: „Warum soll man's nicht können, Babett? Schau, wenn du

meinst, daß es gerecht ist, so mußt du es tun, und ich sage dir noch einmal, ich widersetze mich nicht.“ Diesmal war der Beifall in der Zuschauermenge vernehmlich und allgemein.

Die Babette, ratloser als je und von diesem Beifall köstlichst ger ist, weinte noch lauter. „Was kann ich denn tun, ich?“ jammerte sie fassungslos. „Es kehrt sich ja doch alles gegen mich und schadet dir nicht ein bißchen, dein verdammtes Glück hilft dir doch überall! Solange ich lebe, habe ich Gott gebeten, daß er dich strafen möge, aber er tut's nicht! Er tut's nicht! Wie soll ich es dann können?“ Und mit dieser vernichtenden Selbstkritik ergab sie sich ganz ihrem bodenlosen Schmerze, ein armer, vom Schicksal preisgegebener Mensch, ohne Mut, ohne Größe, und sogar ohne jene letzte, schwächste Kraft der Ergebung und Verzeihung. Lina stand vor ihr und betrachtete sie mitleidsvoll und sinnend. Ein- oder zweimal streckte sie in versöhnlicher Bewegung die Hand nach ihr aus, aber Babette stieß danach und rückte zornmütig immer weiter um den Brunnentrog herum. Da endlich kehrte Lina sich achselzuckend ab und richtete ihre Schritte auf das Kirchgäßlein zu in offenkundiger Absicht, das Haus ihrer Eltern aufzusuchen.



Ruhe auf der Flucht. Nach dem Gemälde von Fritz von Uhde.

Kaum hatte indes die Babette begriffen, was Lina beabsichtigte, so fuhr sie gewaltig in die Höhe, rannte ordentlich leichtfüßig um den Brunnen und sprang wie ein Wolf in Linas Weg. „Das hingegen nicht! Nein, das nicht!“ schrie sie gellend. „Ueber alles hast du dich hinweggesetzt, um Gott und Menschen hast du dich nie gekümmert, und jetzt spazierst du auch noch daher, als ob der Dorfbann nichts wäre, und diese Lappi“ — sie umfaßte mit einer großartigen Gebärde den Kreis der Dorfleute — „stehen dabei, und keiner tut's Maul auf und sagt halt! Ihr seid mir eine Gemeinde, Ihr! Aber jetzt rede ich, und ich sage dir, über den Dorfbann kommst du nicht, du kehrst hier um und machst, daß du verschwindest! Wir wollen uns nicht noch obendrein auslachen lassen von dir, du Schandfleck!“

Wenn die Lina hätte trotzig sein wollen, so hätte sie in diesem Augenblicke kühnlich an ihrer erbosten Feindin vorbei nach ihrem Ziele gehen können, denn die Mienen und Stimmen der Gemeinde pflichteten der Babette keineswegs zu, vielmehr tönten sehr vernehmliche Rufe der Abwehr und der Teilnahme für die Verurteilte. „Jetzt, dünkt mich, ist's dann genug von der Sorte!“ oder: „Aber, Babette, wer wird denn so unchristlich tun, wenn das der Pfarrer hörte!“ oder gar: „Hau ihr eins übers Maul, Lina!“ Aber Lina Hutter war jetzt wirklich reuig, wie starke Menschen eben reuig sind; sie wissen, daß sie nichts ungeschehen machen können, aber sie nehmen die Folgen auf sich und wollen nichts geschenkt haben; außerdem hatte sie ja eben

der Babette angeboten, sie wolle jede Strafe, die sie ihr zuerkenne, willig von ihr annehmen. Sie besann sich also keinen Augenblick, machte mit ernster Miene kehrt und sandte nur noch eine traurig winkende Gebärde in der Richtung der Kirchgasse hin, wo sie ihre Angehörigen unterm Volk versteckt ahnte, vom erschütternden Vorgang mehr gepeinigt und gestraft, als sie selbst es war. Und dann senkte sie den stolzen und klugen Kopf und trollte sich trotz all ihrer Schönheit und Damenhaftigkeit mit langsamen, zaghaften Schritten zum Dorf hinaus wie ein geschlagenes Händlein. Unten an der Rheinbrücke setzte sie sich hin und sah lange zum Dorfe hinauf und auf den Kranz der geliebten Berge; ihre Augen waren feucht, aber ihr Gesicht war feierlich und still. Sie empfand in dieser Stunde die Berechtigung des Dorfbannes und liebte ihre Heimat nur noch tiefer um einer Härte willen, in der nichts lag als ein leises Bemühen, dem blinden Walten des Geschickes Sinn zu geben.

Einige Tage nach diesen Vorfällen reiste Lina Hutter mit ihren Kindern und ihrer Schwiegermutter nach Amerika zurück. Kurze Zeit darauf meldete ihr ein Schreiben des Ammann Hergiser, daß die Gemeinde in Anbetracht ihrer offensichtlichen Reue den Dorfbann von ihr genommen habe; zugleich schrieb ihr ihre Mutter, daß die Babette Schneider seit jenem Tage, wo sie der Lina gegenübergestanden, vom ganzen Dorfe ziemlich gemieden werde und daß niemand mehr rechtes Mitleid mit ihr haben könne. Im Gegenteil trete jeder vernünftige Mensch für „die prächtige Frau Hutter" ein und gäbe dem Xaver recht, daß er sich diesen Schatz gegriffen und die weinerliche Babette vom Halse gehalten habe. So ist der Lina Hutter wahrhaftig auch diese Sache wieder zum Guten ausgeschlagen. Sie ist dann drei Jahre später noch einmal nach Zaug gekommen, um ihre Mutter abzuholen, und ist dabei mit allen Ehren empfangen worden, während die Babette es klüglich vorzog, in dieser Zeit eine Base in Valens aufzusuchen.

Wer aber nun nach dieser Geschichte der Ansicht ist, daß es mit der Gerechtigkeit in dieser Welt doch eine sehr windige Sache sei, dem kann ich nur mit betrübtem Herzen zustimmen. Immerhin haben die Zauger getan, was sie tun konnten, und es ist vielleicht schade, daß es nicht mehr solcher Gemeinden auf dem Erdball gibt, es wäre doch möglich, daß das grobe Uhrwerk des Weltgeschehens, das jetzt so gefährlich in Verwirrung geraten ist, dadurch eine feine und wohltätige Regulierung erhielte.

— Ende —

Die Vereinsamten.

Von Frieda Schmid-Marti.

(Schluß.)

Nun war es Weihnachtsabend. Die Erde hatte ihr herrlichstes Feierkleid umgetan, hatte sich in ein silberrieselndes Gewand gehüllt. Jedes Bächlein lag erstarrt. Die Straße lief wie ein unberührtes weißes Band. Jede Fußspur war weich und rein, selbst die vom patschigsten Holzschuh. — Ferdinand Huggler umgab an diesem Tag seine Frau mit viel Liebe und rührender Sorgfalt. Sie sollte die Einsamkeit nicht fühlen.

„Anna, heute, gegen Abend machen wir einen Spaziergang zusammen. Es ist so echt weihnachtlich draußen." „Ja, Ferdinand, wenn du glaubst ..." „Aber ja, warum denn nicht? Es ist doch schön, daß wir einmal so recht Zeit haben füreinander, meinst du nicht auch, Anna?" ... „Doch, Ferdinand."

Es war in den beiden eine leise Unsicherheit, eine Beklemmung. Sie wußte nicht weshalb. Eine große Unruhe war in Anna Huggler. Die Weihnachtspäckli waren alle fort, schon seit Tagen. Die Kinder, und wen sie sonst bedenken wollten, beschenkt. Und jetzt plötzlich hatte Frau Huggler so viel, viel überflüssige Zeit. Das war doch seit Jahren nie so gewesen. Es war keine Geschäftigkeit mehr im Hause. Anna Huggler fürchtete die Zeit... Sie griff da und dort etwas auf, und legte es wieder hin. Es hatte alles keinen Zweck und Sinn. Und die Stille im Hause... Sie wuchs immer noch... Bei Andrists drüben waren die Zimmer hell erleuchtet, war ein geschäftiges Hin und Her — man sah es durch die dünnen Vorhänge —. Ein Läuten und Türenschließen, ein Lachen, und jetzt ein Flüstern und Tuscheln, und wieder ein silbernes Lachen, das hell und frohmütig, erwartungsvoll in die stille Winternacht schlug. — Und bei ihnen lag des Hauses Front — dunkel. Die Fenster starrten trübselig in den heiligen Abend.

Jäh schoß Anna Huggler von ihrem Fensterplätzlein, wo sie gesessen hatte, auf, lief eilig durch alle Stuben und drehte da und dort das elektrische Licht auf. Licht, viel Licht sollte wenigstens sein im Hause an diesem einsamen Abend... Sie schritt durch die Zimmer der Kinder, strich hier noch ein Deckelchen zurecht, rückte da eine Vase besser ins Licht.

In Linelis fröhlichem Mädchenstübchen blieb sie stehen und sah lächelnd nach dem bunten Tand, der Wände und Schränklein zierte. Da hing ein schwarzes Herzlein an schwarzrotem Band. Darauf stand: Aus Liebe. — Dort hingen und lagen in kunterbunter Unordnung Abzeichen neuzeitlicher Jugendbünde. Es waren Karten mit handgemalten Kränzlein und Kreuzen, mit Stecknadeln und Reisnägeln an die Wand geheftet. Bilder und Sprüche waren teilweise genial und mit Schmiß hingeworfen.

Anna Hugglers schlanke Frauenhand nahm ein solches Abzeichen von der Wand und las: „Denn in vereintem Wollen liegt auch vereinte Kraft..." Auf einem andern stand: „Wir sind jung, die Welt steht offen..." Auf dem Bücherbrett lagen und standen Bücher: der Zupfgeigenhansel, Fahrtenlieder, Schriften über modernes Mädchenturnen, Reigen, daneben Klassiker, Parzival und andere. Liebe, vertraute Bücher, die Anna Huggler wohl kannte. Daneben Fremdlinge, die Lineli mit Schwung und Begeisterung als neue Lebensweisheit pries. Drüben an der Wand hing eine Laute mit breiten, roten Flatterbändern. Darauf ward gestickt: „S'ist mir alles ein Ding, ob ich lach oder sing"... Friedlich daneben baumelten ein Rucksack und ein derber Bergstock. Daran hingen: ein verwitterter Wetterfilz von unbestimmter Farbe und ein verwelkter Bergblumenstrauß. „Piz la Margna, 25. Juli" stand auf einem Zettelchen, daran geheftet. In einer Ecke stand eine zierliche Handharfe.

Von Linelis Stübchen führte die Verbindungstüre in Lillys einstiges Mädchenreich. Die Türe stand offen und Anna Huggler lehnte am Gebälk, so daß ihre Augen, wenn sie sich im Spiel nach links und rechts wandten, die beiden Welten ihrer Kinder umfassen konnten. Und zwei Welten waren es, welche die Türe schied... Alles war in Lillys Stube so belassen wie damals, da die Tochter noch im Elternhaus weilte. Noch wehte der sinnige Ernst der Schönheitssucherin hauchzart durch den Raum. Alles in dem Mädchenreich atmete Ruhe und Harmonie. Bücher und Bilder waren von erlesenem Geschmack und standen peinlich geordnet. Auf dem Notenständer lagen Bach und Beethoven. Das Instrument war geöffnet, als hätte die Spielende es eben verlassen.

Anna Huggler wandte den Kopf nach links und nach rechts. Ihr bewegtes Mienenspiel verriet das wechselvolle Empfinden. Die Sehnsucht brannte aus ihren Augen, als